Vierzig Jahre Reichsland.

Die „Nordd. Allgem. Ztg.“ bringt unter der Überschrift: „Vierzig Jahre Reichsland“ einen Artikel, der angeblich aus der Feder eines Süddeutschen stammt und in dem es u. a. heißt: „Unsre Reichsgeschichte feiert in diesen Tagen eine Art Jubiläum. Vor vierzig Jahren, am 3. Juni 1871, hat der erste Deutsche Reichstag dem ihm vorgelegten Gesetz über die Vereinigung von Elsaß und Lothringen mit dem Deutschen Reiche zugestimmt. Jetzt sind fast genau vier Jahrzehnte später die gesetzgebenden Faktoren des Reiches über ein Reformwerk einig geworden, das, wie man es auch beurteilen mag, jedenfalls ein bedeutsamer Schritt auf dem Wege ist, der im Blütenfrühling unsrer nationalen Einigung eingeschlagen wurde. Als Fürst Bismarck am 25. Mai 1871 jenes

erste Gesetz über Elsaß-Lothringen

begründete, zeichnete er mit den ihm eigenen großen Strichen das Bild der Lage. Die Wiedergewinnung der beiden Provinzen war eine militärisch-geographische Notwendigkeit; eine andre Friedensbürgschaft als diese gab es nicht. Ein neutraler Staat wäre ein für uns schädliches, für Frankreich nützliches Trugbild gewesen. Unter dem Zwang einer unabweisbaren Notwendigkeit vollzog sich die Annexion, mußte sie hinwegschreiten über die Abneigung der Einwohnerschaft beider Provinzen. Mit wunderbarer Schärfe beleuchtete Fürst Bismarck die Gründe dieser Abneigung, die manchem naiven Gemüt andauernd wie ein Rätsel erscheinen wollten. Deutschlands Pflicht war es, sie mit Geduld zu überwinden. Und Bismarck tat, was in seinen Kräften stand, um das Werk zu fördern. Am 1. Januar 1874 gab die Einführung der

Reichsverfassung den Elsaß-Lothringern

das Wahlrecht zum Reichstage; im selben Jahre noch wurde der Landesausschuß geschaffen, zunächst als ein Ausschuß der Bezirkstage mit lediglich begutachtender Tätigkeit; am 2. Mai 1877 und wieder am 4. Juli 1879 wurden seine Befugnisse erweitert und unter dem letzteren Datum zugleich ein Kaiserlicher Statthalter, ein reichsländisches Ministerium und der Staatsrat eingesetzt. Aus den Reden, mit denen Fürst Bismarck diese gewichtigen Maßnahmen ankündigte, ergab sich zweierlei: Eine gewisse Herabstimmung der Hoffnung, mit der er einst in die Zukunft der Beziehungen zwischen den Elsaß-Lothringern und dem Reiche geschaut hatte, und ein starkes Bedürfnis nach Entlastung. Die ungeheure Fülle der Arbeit, die sonst und gerade damals auf ihm lastete, gestattete ihm nicht mehr, dieser besonderen Aufgabe so viel geduldige Kraft zu widmen, wie ihre

ungeahnten Schwierigkeiten

erforderten. So wollte er denn aufhören, elsaß-lothringischer Minister zu sein und die Verantwortung auf die Schultern von Männern legen, die den Personen und den Dingen im Reichslande näher stünden, als er. Worin bestanden diese ungeahnten Schwierigkeiten? Kein Zweifel, man hatte die Bedeutung der beiden Jahrhunderte, in denen Elsaß-Lothringen vom Reiche getrennt war, unterschätzt. Man hatte vergessen, wie locker und hinfällig der Staatsverband gewesen war, von dem die beiden Provinzen losgelöst worden waren, wie völlig es an allem gefehlt hatte, was man deutsches Vaterlandsgefühl heißt; wie stark anderseits zunächst der Glanz des Sonnenkönigs, später die gewaltigen Erregungen und Erhebungen der Revolution und das strahlende Gestirn des ersten Napoleon, in dessen Schlachten die Söhne des Landes mit besonderem Ruhme sich schlugen, auf die Bevölkerung Elsaß-Lothringens hatte wirken müssen. Die Stürme, die jahrhundertelang über dieses Grenzland hingebraust waren, hatten seine Bevölkerung besonders stark durchgeschüttelt. Zahlreiche alte Familien waren vernichtet oder vertrieben und hatten dem

Eindringen des Franzosentums

ein weites Tor geöffnet. Aus der Mischung deutscher Charakterzüge mit gallischem Wesen erwuchs ein Elsaß-Lothringertum, beiden verwandt und doch nicht gleich, aber von beiden geliebt und umworben. Das ursprüngliche deutsche Nationalgefühl trat der Bevölkerung zum erstenmal wieder in der Gestalt des Siegers entgegen, der ihr den Krieg ins blühende Land trug und sie gewaltsam aus liebgewordenen, vielfach durch Familienbande gefestigten Beziehungen losriß. Stimmungen und Verhältnisse solcher Art konnten sich in keinem Jahrzehnt, geschweige denn von heute auf morgen, wandeln. Eine lange, ruhige und stetige Arbeit durfte nicht müde werden, um das Vertrauen der Bevölkerung zu werben und ihr dabei doch das Bewußtsein lebendig zu erhalten, daß das Reich sie unter dem

Druck einer ehernen Notwendigkeit

an sich gezogen hatte und daß das Vollbürgertum nur durch Einfühlen und Einfügen in die großen Zwecke des Reiches erworben werden könne. Es ist hier nicht der Ort und jetzt nicht die Stunde, darzutun, wie mannigfach wir es vielleicht an dieser steilen Arbeit haben fehlen lassen, denn für den Ausbau der reichsländischen Verfassung ist seit 1879 nichts mehr geschehen. Und doch war in ihr ein Grundsatz aufgestellt worden, der mit innerer Notwendigkeit zu weiterer Ausgestaltung drängte. Soll man sich darüber wundern, daß die Verhältnisse schließlich nach dem einmütigen Urteil der besten Kenner von Land und Volk und aller Freunde des Reichslandes unhaltbar wurden? In all den endlosen Verzögerungen und Enttäuschungen war eine

unerfreuliche Saat von Unzufriedenheit

und Mißmut aufgegangen, und es wurde höchste Zeit, den Acker neu zu bestellen, wenn er eines Tages eine bessere Ernte verheißen sollte. Nur schwieriger und verwickelter war die Aufgabe geworden. Was ist denn eigentlich das „Gefährliche“ an der Reform, wie sie in diesen Tagen nach langen Mühen Gesetz geworden ist? Die Stellung des Kaisers und des Statthalters ist nicht geschwächt, vielmehr verstärkt worden. Soll es das Oberhaus sein, das zur Hälfte aus vom Kaiser ernannten Mitgliedern besteht und in das die politisch reifsten Elemente eintreten werden? Oder das Wahlrecht für die Zweite Kammer, das ja allerdings stark demokratisch ist, und wohl eine etwas

größere Anzahl von Sozialdemokraten

in die Kammer bringen wird, als der Landesausschuß aufzuweisen hat, das aber doch keine wesentlich andern Zustände hervorbringen wird, als sie dasselbe Wahlrecht im ganzen übrigen Süddeutschland, in Baden, Württemberg und Bayern geschaffen hat, und das nebenbei ganz gewiß nicht im französischen Sinne wirken wird, weil es eine französisch beeinflußte Oberschicht zugunsten der breiteren zweifellos deutschen Schichten der Bevölkerung zurückdrängt. An der historisch begründeten Machtstellung Preußens im Reich wird sich tatsächlich nichts ändern. Den Reichslanden aber wie dem Reiche wird aus der Reform reicher Segen sprießen, das hofft die Regierung, das hofft vor allem der Kaiser mit großer Zuversicht.“

Politische Rundschau.

Deutschland.

*Kaiser Wilhelm hat dem Reichskanzler einen längeren Besuch abgestattet und bei dieser Gelegenheit Herrn von Bethmann-Hollweg noch einmal seine Anerkennung ausgesprochen für die in den letzten Wochen geleistete Arbeit. Das Gerücht, Herr v. Bethmann-Hollweg werde demnächst in den Grafenstand erhoben werden, taucht mit immer größerer Bestimmtheit auf.

*Eine Abänderung des Reblausgesetzes wird von den Weininteressenten der Rheinpfalz gewünscht, weil die Maßnahmen der Regierung zur Vernichtung der Reblaus als zu weitgehende betrachtet werden. Das Reblausgesetz bedürfe dringend einer Verbesserung, durch die strengen Maßnahmen der Regierung werde in kurzer Zeit eine Verarmung der Weinbezirke eintreten und der Winzerstand in einen Arbeiterstand umgewandelt werden. Seitens des Reichsamts des Innern sind diese Klagen geprüft worden. Sie wurden größtenteils als übertrieben beurteilt. Man ist regierungsseitig der Meinung, daß die weinbautreibende Bevölkerung allen Grund hat, mit dem Erfolg zufrieden zu sein, der mit der seitherigen strengen Durchführung des Vernichtungsverfahrens in Deutschland erzielt worden ist. Eine Milderung in der Handhabung des Gesetzes könne nicht in Aussicht genommen werden. Durch die umfassenden Maßnahmen der deutschen Regierung sind von 120 000 Hektar Weinland in Deutschland nur 750 Hektar der Reblaus zum Opfer gefallen, während im Ausland die Reblaus überall Siegerin geblieben ist. Das Vernichtungsverfahren zeitige gewisse Härten, die aber bald überwunden werden dürften.

Österreich-Ungarn.

*Wie in politischen Kreisen verlautet, sind die Beziehungen zwischen dem Kaiser Franz Joseph und dem Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand namentlich in der letzten Zeit besonders vertrauensvoll. Der Verkehr ist sehr intim und sehr rege, die gegenseitige Stimmung sehr warm. Die Geschichte, daß der Kaiser einen Teil seiner Regierungspflichten abgegeben hätte, beruhen jedoch auf einem vollständigen Irrtum. Der Monarch wird auch in seiner Sommerfrische die Regierungsgeschäfte fortführen.

Frankreich.

*Der erste Kongreß für Luftschiffahrt, auf dem 17 Nationen, darunter auch Deutschland vertreten waren, hat in Paris seine Arbeiten beendet und 17 Artikel angenommen, die den Versuch zu einem neuen Gesetz über den Luftverkehr darstellen.

*Der ehemalige Sekretär des Eisenbahnersyndikats, Guerard, veröffentlicht im ‚Matin‘ Enthüllungen über den Ursprung des letzten Eisenbahnerstreiks, in denen er unter anderm behauptet, daß die eigentlichen Urheber des Aufstandes verdächtige Beziehungen zu antirepublikanischen Politikern unterhalten hätten, und daß der von ihnen gegebene Streikbefehl mit der Unterschrift des Generalsekretärs des Lokomotivführerverbandes, Tessin, eine Fälschung gewesen sei. Diese Veröffentlichung hat in ganz Frankreich ungeheures Aufsehen erregt. Höchstwahrscheinlich wird sich an diese Erklärung zunächst eine lebhafte Preßfehde und dann eine nochmalige Untersuchung der ganzen Streikangelegenheit, die für ganz Frankreich so unheilvoll gewesen ist, schließen.

England.

*Auf einem Festmahl, das in London zu Ehren des amerikanischen Millionärs und Menschenfreundes Carnegie, dem Urheber zahlreicher Stiftungen in aller Welt, stattfand, hielt der Gefeierte eine Rede auf den Weltfrieden. Der Amerikaner sprach sich dabei mit großer Begeisterung über Kaiser Wilhelm aus. Er bewundere Kaiser Wilhelm aufs höchste, er sei einer seiner größten Freunde. Der Kaiser sei ein Blutsverwandter Englands. Er sei eben erst hier unter ihnen gewesen und sei ihr Freund. Er zweifle nicht, daß, wenn der Schiedsvertrag zwischen Amerika und England zustande gekommen sei, Kaiser Wilhelm zu ihnen stehen und sich ihnen anschließen werde. Begeisterter Beifall begrüßte diese Äußerung über den Kaiser. — Es ist vielleicht nicht uninteressant zu erfahren, daß der frühere Präsident der Ver. Staaten, Roosevelt, der bekanntlich den Friedenspreis der Nobelstiftung erhalten hat, Carnegies mannigfache Reden über den Weltfrieden als Schlummerlieder bezeichnet hat.

Italien.

*Von der Deputiertenkammer ist unter lebhaften Kundgebungen aller Abgeordneten den Veteranen aus den Unabhängigkeitskämpfen eine Leibrente bewilligt worden.

Australien.

*Mr. Hughes, der stellvertretende Premierminister Australiens, erklärte dieser Tage bei einer Aussprache über die Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses, die Politik Australiens wolle dieses Land ausschließlich der weißen Rasse vorbehalten: „Sollte Japan“, sagte er, „auf dem Aufgeben dieser Politik bestehen und den Eintritt für seine Untertanen verlangen, und zwar nach allen Seiten des englischen Weltreiches, so würde Australien nur der Waffengewalt weichen. Wir würden diese Politik auch beibehalten für den Fall, daß die Wohlfahrt des englischen Weltreiches ihre Beendigung erfordern sollte. Auf jeden Fall muß Australien bereit sein, die etwa daraus entstehenden Folgen gegenüber treten zu können.“ Man begreift jetzt, warum Australien mit so fieberhaftem Eifer eine Flotte baut.

Der geraubte Gelehrte.

⊖ Der deutsche Ingenieur Richter aus Jena, der auf dem Olympgebirge in Nordgriechenland in die Hände von Räubern gefallen ist, hat an die türkische Regierung die Nachricht gelangen lassen, daß er sich wohlbefinde, und daß man die Verfolgung seiner Räuber einstellen möge, weil sonst sein Leben gefährdet sei. Die Regierung der Türkei (zu ihrem Bezirk Saloniki gehört das Olympgebirge, nicht, wie vielfach irrtümlich gemeldet wird, zu Griechenland) ist diesem Ersuchen nachgekommen und hat alle Truppen zurückgezogen, zugleich sich auch erboten, alle Kosten für die Befreiung des Gefangenen mit Einschluß des Lösegeldes zu zahlen. Man hofft nun, Leute zu finden, denen der Aufenthalt der Räuberbande bekannt ist. Sobald dies gelungen ist, dürfte die Freilassung Richters in kürzester Frist erfolgen, weil in betreff Zahlung des Lösegeldes keine Schwierigkeiten bestehen. Allerdings können sich solche ergeben, wenn die Bande, wie leider zu befürchten ist, am Südabhang des Gebirges auf griechisches Gebiet übergetreten ist. — Man glaubt, die romantische Geschichte zu erleben, die die Jugend mit Schauer erfüllen, wenn man einen Bericht liest, der die Gefangennahme Richters schildert. Kurz bevor Richter die Besteigung des Olymps begann, waren schwere Wetter niedergegangen, und von Saloniki aus sah man das ganze Gebirge bis tief herunter in schneeigem Weiß erglänzen. Als Herr Richter am 24. Mai von Saloniki abfuhr, um sich nach der auf der gegenüberliegenden Seite des Golfs belegenen Ortschaft Katerina zu begeben, hatte der Generalgouverneur von Saloniki veranlaßt, daß er von einer aus drei Gendarmen und einem Korporal bestehenden Eskorte begleitet wurde. Indessen erklärte Herr Richter, zwei Mann genügten ihm. Es scheint nun aber, daß in der Ortschaft Leute gewesen sind, die zu der in jener Gegend bestehenden Bande des Räubers Lallo, eines verwegenen griechischen Bandenchefs, Beziehungen unterhielten und ihn von der Gelegenheit benachrichtigten, die sich zu einem guten Fang bot. Als Richter mit seinen beiden Begleitern im Walde von Kalinopol eintraf, wurde er plötzlich von einer Räuberbande gefangen. Die Gendarmen taten ihre Pflicht, sie suchten ihren Schützling zu verteidigen, wurden aber bald überwältigt und mußten ihr Leben für den deutschen Forscher lassen. Die Räuber entflohen nun mit ihrer Beute. Eine bittere Ironie auf die Behauptung der griechischen Regierung, es gäbe keine Räuber in Thessalien. Man weiß in Athen sehr gut, daß es solche Banden gibt, ja man kennt sogar ihre Anführer, aber man ist machtlos und kann nichts anderes tun, als — die Räuber als Führer durch die Berge zu wählen, dann sind die Reisenden wenigstens sicher.

Von Nah und Fern.

Der Streit um die Brosche der Kaiserin. Die Blumenhändlerinnen vom Rathausplatz in Brüssel führen ihren Streit um die beiden von der Deutschen Kaiserin anläßlich ihres Besuches geschenkten Broschen weiter. Die unterlegene Partei hat jetzt gegen die beiden Besitzerinnen der Schmuckstücke bei der Staatsanwaltschaft die Anklage auf Meineid beantragt, weil der geleistete Eid, daß keine Abmachung unter den Blumenhändlerinnen bestanden habe, wonach ein etwaiges Geschenk der Kaiserin geteilt werden sollte, wider besseres Wissen erfolgt sei.

Durch fremde Schuld.

7] Kriminalroman von O. Freitag.

(Fortsetzung.)

„Still, still,“ bat Berta, „mir schwirrt der Kopf noch von den Drohungen, die der Onkel ausgestoßen hat.“

„Ich kenne sie; er beschuldigt mich der Unterschlagung, weil ich noch keine Zeit gefunden habe, einen Geschäftsvorgang aus meinem Notizbuch in die Verwaltungsbücher zu übertragen. Ich kann mich zwar leicht von dieser Anklage reinigen, aber das will er nicht; ich soll schuldig sein, damit er einen Flecken auf meine Ehre werfen kann,“ versetzte Heinrich bitter.

„Mehr als das! Er will dich ins Gefängnis schicken,“ sagte Berta; „er sieht darin das einzige Mittel, uns zu trennen.“

„So wirbt er immer noch um deine Hand?“

„Er will sich mit meinem Vater verbünden, um mich zu zwingen, ihm das Jawort zu geben.“

„Und was hast du von deinem Vater zu erwarten?“

„So lange ich noch nicht mündig bin, wird er nichts unversucht lassen, um mich seinem Willen gefügig zu machen, wobei er der Hilfe meines Onkels sicher sein kann.“

„Und später?“ fragte Heinrich ernst.

„Wird er mich verstoßen; aber finde ich denn nicht eine neue Heimat bei dir?“

„Ich will es von Herzen hoffen, mein Lieb, obgleich jetzt die Aussichten dafür sehr trübe sind. Wenn auch der Baron mir keine Untreue beweisen kann, die Anklage wird er dennoch aufrecht halten, und so muß es mir schwer fallen, eine neue Stellung zu finden, die mir es möglich macht, den eigenen Herd zu gründen. Wirst du es dann auch nicht bereuen, dich an mich gekettet zu haben?“

„Nimmermehr! Ich werde geduldig warten, bis es dir möglich ist, mich als deine Gattin heimzuführen.“

„Das kann lange dauern, Lieb,“ fuhr er kopfschüttelnd fort; „wir haben beide nichts, und von meinem Vater darf ich nichts verlangen.“

„Weshalb sagst du mir das?“ fragte Berta vorwurfsvoll. „Fürchtest du den Sturm, der uns erwartet?“

„Nicht für mich —“

„So trage auch meinetwegen keine Sorge, ich habe keine Angst.“

„Wirst du mir auch später keine Vorwürfe machen?“ fragte Heinrich zögernd.

„Welches Recht hätte ich dazu?“ entgegnete sie, leicht das Haupt wiegend. „Folge ich dir nicht freiwillig? So viele Sorgen ich später auch an deiner Seite finden mag, ich darf mich nicht beklagen, und werde es auch nicht tun, denn ich habe mir ja dieses Los selbst geschaffen. Und trotzdem werde ich glücklich sein,“ fuhr sie fort, indem sie Heinrichs Hand erfaßte und ihm voll inniger Zärtlichkeit in die Augen sah; „kannst du daran zweifeln?“

„Ich fürchte nur, Lieb, daß du anders urteilst, wenn dich jene Sorgen drücken, die ich bisher nie in dem Maße in Betracht gezogen habe, wie jetzt, wo meine ganze Zukunft auf dem Spiele steht.“

„Niemals! Ich habe schon in meiner Kindheit des Lebens Schattenseiten kennen gelernt — sie erschrecken mich nicht. Der Onkel will heute abend meinen endgültigen Entschluß hören — er wird die Antwort, die ich ihm gegeben habe, noch einmal erhalten, und dieselbe Antwort gebe ich morgen meinem Vater, der, wie ich dir ja schrieb, hierher kommt. Bleibe hier, bis mein Vater eingetroffen ist; bitte ihn um meine Hand, damit er Gelegenheit findet, dich kennen zu lernen. Er muß dich anhören, wenn du dich darauf berufst, daß du ebenfalls Offizier bist, und wenn er auch voraussichtlich seine Zustimmung verweigert, so haben wir doch das Unsrige getan.“

„Nun gut, mein Lieb, das will ich tun, und dann wollen wir vorläufig abwarten, was uns die nächste Zeit bringt. Viel Gutes wohl sicher nicht!“

„Bleibe du nur ruhig, wenn du heute nachmittag dem Onkel gegenüberstehst,“ sagte Berta bittend, „er wird dir vielleicht wieder beleidigende Worte sagen, sein Jähzorn kennt ja keine Rücksichten —“

„Dann werde auch ich meine Ehre wahren,“ unterbrach Heinrich sie. „Ich darf nicht schweigen, wenn er eine ungerechte Beschuldigung gegen mich erhebt, und ich weiß, daß er dies tun wird.“

„Ich verlange auch nicht von dir, daß du schweigen sollst; ich bitte dich nur, deine Ruhe und Fassung zu bewahren; damit allein kannst du ihm imponieren. Was dann weiter geschehen und wie morgen die Unterredung mit meinem Vater enden wird, das müssen wir freilich erst abwarten. Sollte man mich vielleicht hier gefangen halten, dann hoffe ich, es trotzdem möglich zu machen, die Nachricht senden zu können.“

„Wilhelm ist der einzige zuverlässige Diener,“ sagte Heinrich warnend, „ihm allein darfst du vertrauen.“

„Das scheint mir auch so. Ich wollte anfangs Klara mit dem Briefe zu dir schicken, unterließ es aber, da mir das Mädchen seit einiger Zeit mißfällt; sie ist zu neugierig.“

„Vor ihr warne ich dich! Wie sind meine Briefe an dich in die Hände des Barons gekommen?“

„Der Onkel behauptet, er habe sie auf meinem Schreibtisch gefunden.“

„Er hätte sie dort nicht gesucht, wenn er nicht darauf aufmerksam gemacht worden wäre.“

„Du glaubst, Klara —“

„Ja, ich glaube, daß sie dich verraten hat.“ Berta blickte sinnend vor sich hin. Jetzt, wo ihr Verdacht erregt war, meinte sie, sich deutlich zu erinnern, daß die Briefe nicht auf dem Schreibtisch, sondern in einer Schublade gelegen hätten. „Du magst recht haben, Heinz,“ sagte sie nach einer Weile; „ich werde mich fortan vor dem Mädchen in acht nehmen. Wir müssen nun scheiden. Sollte im Laufe des Tages sich etwas Besonderes ereignen, so werde ich dich benachrichtigen.“

Beide verließen den Pavillon, um auf verschiedenen Wegen in das Gutshaus zurückzukehren. Erst als die jungen Leute dort angelangt waren, trat Klara aus ihrem Versteck hinter dem Pavillon hervor.